

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



VIGDIS
HJORTH

DIE
WAHRHEITEN
MEINER
MUTTER

Roman

Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Er mor død« bei Cappelen Damm, Oslo, Norwegen.
Copyright © CAPPELEN DAMM AS 2020

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2023 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397512-3

Sie würde sich bei mir melden, wenn Mutter gestorben wäre. Das müsste sie doch?

Eines Abends habe ich Mutter angerufen. Es war Frühling, das weiß ich, denn am nächsten Tag machte ich mit Fred einen Spaziergang um Borøya herum, und es war warm genug für ein Picknick auf der Bank am Osesund. Wegen des Anrufs hatte ich in der Nacht davor fast nicht geschlafen, und ich war froh, am Morgen jemanden zu sehen, und dass dieser Jemand Fred war, ich zitterte noch immer. Ich schämte mich, weil ich Mutter angerufen hatte. Es war gegen die Regeln, aber ich hatte es trotzdem getan. Ich hatte gegen ein Verbot, das ich mir selbst auferlegt hatte, und gegen ein Verbot, das mir auferlegt worden war, verstoßen. Mutter ging nicht ans Telefon. Ich hörte, wie sie mich sofort wegdrückte. Und trotzdem rief ich wieder an. Warum? Ich weiß es nicht. Worauf hoffte ich? Ich weiß es nicht. Und warum schämte ich mich?

Zum Glück war ich am nächsten Tag mit Fred zu einem Spaziergang auf Borøya verabredet, mein inneres Zittern ließ nach, als ich mit Fred gesprochen hatte. Ich holte ihn am Bahnhof ab, und als er sich ins Auto setzte, erzählte ich ihm, was ich getan hatte, Mutter angerufen, ich schüttete Fred auf dem Weg zum Parkplatz und auf dem ganzen Weg um Borøya herum mein Herz aus, aber er fand es

nicht seltsam, dass ich Mutter angerufen hatte. *Ich finde es nicht seltsam, dass du mit deiner Mutter sprechen willst.* Ich schämte mich immer noch, doch mit ihm zu sprechen half gegen das Zittern. Aber ich habe ihr nichts zu sagen, sagte ich. Ich weiß nicht, was ich gesagt hätte, wenn sie ans Telefon gegangen wäre, sagte ich. Vielleicht habe ich gehofft, dass ich es plötzlich gewusst hätte, wenn sie ans Telefon gegangen wäre und gesagt hätte: Hallo? Mit ihrer Stimme.

Ich hatte mich selbst in diese Lage gebracht. Ich selbst hatte mich entschieden, Ehe, Familie, Land zu verlassen, vor fast drei Jahrzehnten, auch wenn ich nicht das Gefühl gehabt hatte, eine Wahl zu haben. Ich hatte meine Ehe und meine Familie für einen Mann verlassen, dem sie nicht über den Weg trauten, und für einen Beruf, den sie fragwürdig fanden, ich stellte Bilder aus, die sie beleidigend fanden, ich war nicht nach Hause gekommen, als Vater krank geworden war, ich war nicht nach Hause gekommen, als Vater gestorben war, für sie war das Entsetzliche, dass ich gegangen war, dass ich sie beleidigt hatte, dass ich nicht zu Vaters Beerdigung gekommen war, für mich war das Entsetzliche lange vorher passiert. Sie verstanden es nicht oder wollten es nicht verstehen, wir verstanden einander nicht, und doch rief ich Mutter an. Ich rief Mutter an, als wäre das ganz normal. Natürlich ging sie nicht ans Telefon. Was hatte ich gedacht? Was hatte ich erwartet? Dass sie ans Telefon gehen würde, als ob das ganz normal wäre. Für wen hielt ich mich, dachte

ich, ich wäre wichtig, hatte ich gedacht, dass sie sich freuen würde? In Wirklichkeit ist es nicht wie in der Bibel, wo zur Heimkehr des verlorenen Kindes ein Fest gefeiert wird. Ich schämte mich, weil ich gegen meinen Schwur verstoßen hatte, und ich schämte mich Mutter und Ruth gegenüber, denn garantiert hatte sie Ruth von meinem Anruf erzählt, davon, dass ich meinen Schwur nicht halten konnte, während sie, meine Mutter und meine Schwester, ihren Schwur hielten und nicht einmal im Traum daran denken würden, mich anzurufen. Sie mussten erfahren haben, dass ich zurück war. Sicher googelten sie mich regelmäßig, wussten, dass eine Retrospektive meiner Bilder vorbereitet wurde, dass ich jetzt eine norwegische Nummer hatte, sonst wäre Mutter ans Telefon gegangen. Sie waren stark und konsequent, während ich schwach war und kindisch, ich fühlte und benahm mich wie ein Kind. Und außerdem hatten sie keine *Lust*, mit mir zu sprechen. Aber hatte ich *Lust*, mit Mutter zu sprechen? Nein! Aber noch einmal, ich war es, die sie angerufen hatte! Ich schämte mich, weil etwas in mir mit ihr sprechen *wollte* und weil ich ihr durch meinen Anruf gezeigt hatte, dass etwas in mir mit ihr sprechen *wollte*; brauchte ich etwas von ihr? Was sollte das sein? Vergebung? Vielleicht bildete sie sich das ein. Aber ich hatte keine Wahl gehabt! Warum rief ich sie dann an, was wollte ich eigentlich? Ich weiß es nicht! Mutter und Ruth glaubten, ich rief an, weil ich bereute, sie hofften, dass ich bereute und dass ich litt, weil ich bereute, und dass ich alles wiedergutmachen wollte, aber Mutter ging nicht ans

Telefon, denn so leicht sollte es nicht sein, dass sie und Ruth mich mit offenen Armen empfangen und aufnehmen würden, nur weil ich wieder da, wieder in Norwegen war und Kontakt haben wollte, o nein. Jetzt würde ich merken, was ich von meiner Entscheidung hatte und sie bereuen. Aber ich bereute sie nicht! Für sie sah es aus, als ob ich eine Wahl gehabt hätte, und das irritierte mich, aber Irritation ist leicht zu ertragen, Irritation ist nichts im Vergleich zu Scham, warum dieses lähmende Schamgefühl? Es half mir, mit Fred zu sprechen. Wir gingen über die Schieferwege am Meer, das voller schwimmender Enten und Schwäne war, an der Kurve beim Osesund fand ich Huflattich, ich sagte mir, das bringe Glück. Zu Hause stellte ich den Huflattich in einen Eierbecher mit Wasser, aber er war bald verwelkt. Jetzt ist Herbst, der erste September. Mein erster norwegischer Herbst seit dreißig Jahren.

Ich hatte getrunken, als ich anrief, nicht viel, zwei Glas Wein, aber ich hatte getrunken, sonst hätte ich nicht angerufen. Ich hatte die Nummer über die Onlineauskunft gefunden und wählte sie mit zitternden Fingern. Wenn ich nachgedacht hätte, vernünftig gewesen wäre, hätte ich nicht angerufen. Wenn ich vorher klar gedacht, mir die wahrscheinlichen Szenarien vorgestellt hätte, die folgen würden, wenn Mutter ans Telefon ginge, hätte ich nicht angerufen, ich hätte gewusst, dass es für uns beide zu nichts Gutem führen würde. Es war ein unrealistischer, irrationaler Anruf. Deshalb wurde er nicht beantwortet. Meine Mutter und meine Schwester waren rationale Menschen, ich war irrational, war das der Grund, warum ich mich schämte? Wenn ich ein rational denkender Mensch wäre, hätte ich gewusst, dass sowieso nichts dabei herausgekommen wäre, was man ein Gespräch nennen könnte, wenn Mutter ans Telefon gegangen wäre. Ein Gespräch zwischen Mutter und mir war unmöglich geworden. Aber das hat meinen irrationalen Impuls nicht verhindert, ich wollte nicht klar denken, ich wollte diesem plötzlichen und für mich selbst überraschend starken Impuls folgen. Aus welcher Tiefe kam er? Das versuche ich herauszufinden.

Ich habe mit meiner Mutter seit dreißig Jahren nichts geführt, was ein Gespräch genannt werden kann, vielleicht habe ich das noch nie getan. Ich lernte Mark kennen, bewarb mich heimlich an dem Institut in Utah, wo er unterrichtete, ich wurde angenommen, ich zog mit ihm übers Meer, fort von meiner Ehe, meiner Familie, das passierte im Laufe eines einzigen heißen Sommers. Es stimmt, was gesagt wird, dass ein einziger Blick ausreichen kann, ein kurzer Augenblick, und ich brannte mit nicht zu löschender Flamme; es wurde als Verrat und Schlag ins Gesicht verstanden. Ich schrieb ihnen damals einen langen Brief und erklärte, warum ich getan hatte, was ich getan hatte, ich schüttete ihnen mein Herz in einem Brief aus, aber die kurze Antwort, die ich darauf bekam, schien, als sei dieser Brief vorher niemals geschrieben worden. Eine kurze, stumpfe Antwort mit Drohungen der Verbannung, aber der Erklärung, dass mir, wenn ich »zur Vernunft« käme und sofort die Heimreise anträte, vielleicht verziehen werde. Sie schrieben, als ob ich ein Kind wäre, über das sie ein Verfügungsrecht besäßen. Sie zählten auf, wie viel Geld und emotionale Kraft es gekostet hatte, mich großzuziehen, ich war ihnen einiges schuldig. Sie meinten das wortwörtlich, das begriff ich: dass ich in ihrer Schuld

stand. Sie glaubten allen Ernstes, dass ich meine Liebe und meine Arbeit aufgeben würde, weil sie mir die Tennisstunden bezahlt hatten, als ich ein Teenager war. Sie nahmen mich nicht ernst, sie versuchten nicht, mich zu verstehen, stattdessen drohten sie mir. Vielleicht hatten ihre eigenen Eltern so große Macht über sie gehabt, vielleicht hatten sie selbst vor deren Worten so gezittert, vor allem vor den geschriebenen, dass sie glaubten, ihre eigenen würden auf mich eine ebenso starke Wirkung haben. Ich schrieb wieder einen langen Brief und erklärte, was das Kunststudium für mich bedeutete, wer Mark war. Wieder antworteten sie, als ob mein Brief nicht geschrieben worden wäre, als ob sie ihn nicht gelesen hätten, sie zählten Ausgaben auf, was die Wohnung gekostet hatte, die sie gekauft hatten, damit ich während meines Jura-Studiums in der Nähe der Universität wohnen konnte, was meine Hochzeit gekostet hatte, die ich jetzt mit meinem unreifen Verhalten vor aller Welt lächerlich machte, ich ließ einen frischgebackenen Ehemann im Stich, beschämte seine Familie, stürzte sie in Unglauben. Ich müsse mir »die Gedanken, die dieser M« in mir gesät habe, aus dem Kopf schlagen. Nur wenigen Auserwählten gelinge es, von ihrer Kunst zu leben, es liege auf der Hand, dass ich nicht zu diesen gehörte. Das tat mir weh, ebenso dass sie ehrlich zu glauben schienen, solche Worthülsen würden mich dazu bringen, mein neues Leben aufzugeben, zurückzukehren zu emotionaler Erpressung, mich ihrer Form und ihren Erwartungen anzupassen, was für mich einer Selbstverstümmelung gleichkam. Ich antwor-

tete nicht auf diesen Brief, im Dezember schrieb ich ihnen einen Weihnachtsgruß, eine freundliche, aber distanzierte Beschreibung der kleinen Stadt, in der wir wohnten, des Hauses, des winzigen Gartens, in dem wir Tomaten anpflanzten, ich erzählte von den Jahreszeiten in Utah. Ich schrieb, als wäre ihr voriger Brief nicht geschrieben worden, ich tat, was sie getan hatten, fröhliche Weihnachten! Ich bekam einen ähnlichen Brief zurück, kurz, distanziert, fröhliches neues Jahr! Ich schickte ihnen ab und zu einen Ausstellungskatalog oder eine Postkarte von einer Reise, ich schrieb ihnen, als John geboren war, und ich schickte ihnen ein Bild von ihm. Er bekam einen Brief zurück, Lieber John, willkommen auf der Welt, Gruß von Oma, Opa und Tante Ruth. Zu seinem ersten Geburtstag bekam er einen silbernen Becher mit der Post, Gruß von Oma, zum zweiten einen silbernen Löffel, zum dritten eine Gabel. In den ersten Jahren kam es vor, dass meine Schwester kurze Mitteilungen über die Gesundheit unserer Eltern sandte, wenn etwas Besonderes anlag, eine Nierensteinoperation, ein Sturz auf dem Eis, keine Anrede, keine Fragen, nur ein Satz über den physischen Zustand meiner Eltern, Ruth. Solange sie relativ gesund waren, kam das nur selten vor. Aus allem war herauszulesen, dass Ruth Mitleid verdient hatte, da sie sich allein um die beiden kümmern musste, dass ich egoistisch war, weil ich weggegangen war, ohne mir Gedanken zu machen. Sie schrieb, so empfand ich es, um mir ein schlechtes Gewissen zu machen, aber vielleicht empfand ich es so, weil etwas in mir ein schlechtes Gewissen hatte? Ich antwor-

tete, gute Besserung. Aber nachdem die Triptychen *Kind und Mutter 1* und *Kind und Mutter 2* in ihrer Stadt und meiner Stadt ausgestellt worden waren, in einer der angesehensten Galerien, vielbesucht und von der Presse beachtet, versiegten Ruths knappe Mitteilungen und Mutters Feiertagsgrüße. Auf Umwegen, über Mina, deren Mutter noch immer in der Nachbarschaft wohnte, erfuhr ich, dass sie die Bilder empörend fanden, dass ich der Familie Schande bereitere, vor allem Mutter. John bekam weiterhin Geburtstagsbriefe, aber sie waren nicht mehr so zugewandt, ansonsten herrschte Schweigen. Ich wusste nichts über das alltägliche Leben meiner Eltern. Ich ging davon aus, dass es von Routine geprägt war, wie bei den meisten älteren, gutsituierten Menschen, sie wohnten noch immer in dem Haus, in das sie gezogen waren, als ich ins Teenageralter kam, in einem vornehmeren Stadtviertel als dem, in dem das Haus meiner Kindheit stand, ich hatte jedenfalls nichts anderes gehört. Ich hätte davon erfahren, wenn das Haus verkauft worden wäre und sie Ruth und mir schon einen Anteil unseres Erbes ausgezahlt hätten, sie waren sehr korrekte Menschen, wenn es um finanzielle Dinge ging. Es wäre leicht gewesen, sie vor mir zu sehen, in den Zimmern des Hauses, in dem ich selbst gewohnt hatte, aber ich sah sie nicht vor mir. Vor vierzehn Jahren, als ich in einem gemieteten Studio in Soho in New York stand und arbeitete und Mark im Presbyterian Hospital lag, teilte Ruth mir mit, Vater habe einen Schlaganfall gehabt und liege im Krankenhaus, mehr stand dort nicht, sie bat mich nicht, zu kom-

men. In den nächsten drei Wochen schickte sie mehrere kurze Nachrichten über Vaters Zustand, verwendete teilweise unverständliche medizinische Terminologie, nichts Einladendes lag in ihren Worten, keine Anrede, keine Nennung meines Namens, kurze Mitteilungen, zu denen sie sich gezwungen fühlte, ich dachte, sie wollte nicht, dass ich kam. Meine Anwesenheit wäre eine Zumutung. Ich hatte keine Rolle zu spielen, es wäre allen unangenehm, wenn ich da wäre, mir selbst war die bloße Vorstellung unangenehm, ich wünschte Vater gute und schnelle Besserung. Am 20. November schrieb sie, er sei tot, das überraschte mich, ich stand noch immer im Atelier in Soho, Mark lag noch immer im Presbyterian, ich fuhr nicht hin, ich dachte nicht daran, hinzufahren und zur Beerdigung zu gehen. Sie baten mich auch nicht darum, Ruth schrieb, er werde dann und dann begraben werden, da und dort, Punkt. Am Tag nach der Beerdigung kam eine Nachricht von Ruths Telefon, aber sie war von beiden verfasst, dort stand *wir*, und sie war unterschrieben mit *Mutter und Ruth*, ein Abschiedsgruß. Mutter habe es sehr getroffen, dass ich nicht an Vaters Krankenbett heimgekehrt, nicht zu Vaters Beerdigung gekommen war, es habe sie fast umgebracht, stand dort, in gewisser Weise hatte ich sie symbolisch getötet, so hatte sie es formuliert, wenn ich es richtig in Erinnerung habe, ich habe diese Mitteilung nicht gespeichert, ich habe sie damals sofort gelöscht. Das bereue ich jetzt, es wäre interessant, sie heute noch einmal zu erleben, ich meine, sie jetzt noch einmal zu lesen, im September.